

Hannah Beckerman  
Nur ein Wort von dir entfernt

### *Über dieses Buch*

Audrey hat sich für ihre Töchter gewünscht, dass sie für immer eng verbunden bleiben. Doch Jess und Lily sprechen seit Jahrzehnten nicht miteinander, und ihre Enkelinnen sind sich nie begegnet. Audrey leidet darunter, doch hütet sie ein trauriges Geheimnis, das die Familie zerbrechen ließ. Wie viel Zeit bleibt ihr für Wiedergutmachung?

Jess ist alleinerziehend und versucht, mit einem schlecht bezahlten Job beim Film, ihrer Tochter Mia ein Studium zu ermöglichen. Neidvoll blickt sie auf das Leben der erfolgreichen Schwester Lily. Trotzdem ist sie es, die die schwer kranke Mutter mit gemischten Empfindungen aufnimmt. Warum fühlt es sich so an, als verdiene Audrey ihr Leiden?

Lily hingegen ist eine topbezahlte Managerin und hat eine Tochter mit Staranwalt Daniel. Doch hinter der Fassade des perfekten Lebens bröckelt es. Nachdem sie mehrere Fehlgeburten erlitt, entfremdeten sich die Eheleute. Und die Schwester, die ihr beistehen könnte, hat sich seit den schicksalhaften Tagen ihrer Kindheit abgewandt.

Audreys letzter großer Wunsch ist es, mit den zerstrittenen Töchtern fünf Tage nach New York zu reisen. Wird die Wahrheit endlich ans Licht kommen und die drei Frauen versöhnen oder für immer trennen?

»Ein zartes, bewegendes Porträt dreier Frauen, die durch einen Verlust auseinandergerissen werden.« *Rosie Walsh*

»Über zerstörerische Altlasten und Familiengeheimnisse: fesselnd und unglaublich einfühlsam.« *Kate Eberlen*

»Dieses wundervolle Buch hat mich zu Tränen gerührt.« *Marian Keyes*

### *Über die Autorin*

Nach einem Englisch-Studium am King's College in London hat Hannah Beckerman zwölf Jahre beim Fernsehen gearbeitet. Heute ist sie Vollzeit-Journalistin und -Autorin. Sie schreibt u. a. für den *Observer* und den *Sunday Express*. Hannah Beckerman lebt mit ihrem Mann und ihrer kleinen Tochter in London.

HANNAH  
BECKERMAN

*Nur ein  
Wort  
von dir  
entfernt*

ROMAN

Aus dem Englischen  
von Carola Fischer

DIANA

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich  
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Zitat auf Seite 7 aus: Thomas Hardy, *Gedichte 1912–13*,  
übersetzt von Rüdiger Görner, Edition Signatur,  
Dozwil 2016 mit freundlicher Genehmigung des Übersetzers.



Verlagsgruppe Random House FSC® No01967

Deutsche Erstausgabe 12/2019  
Copyright © 2019 by Hannah Beckerman  
Die Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel  
*If Only I Could Tell You* bei Orion, London  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2019  
by Diana Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München  
Redaktion: Dr. Katja Bendels  
Umschlaggestaltung: Favoritbüro GbR, München  
Umschlagmotiv: © Miroslava Hlavakova/nd/3000/  
LightField Studios, Shutterstock  
Herstellung: Helga Schörnig  
Satz: Leingärtner, Nabburg  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Alle Rechte vorbehalten  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-453-29220-8

[www.diana-verlag.de](http://www.diana-verlag.de)



Dieses Buch ist auch als E-Book lieferbar.

*Für Aurelia,  
vor der ich niemals Geheimnisse haben werde*



Nie, nie mehr ein Lebewohl,  
Nie das sanfte Rufen deiner Lippen,  
Nie der Wunsch nach einem Wort; so hohl  
Schien mir der Morgen, wie auf Klippen  
So verhärtet und ahnungslos  
Und unbewegt und doch ein Floss;  
Dein Gehen gewahrt, das wieder will nur wippen.

THOMAS HARDY, *ABSCHIED*





## Prolog

23. Juni 1988

Ein Donnerstagmorgen. Jess läuft die Treppe hinauf, obwohl sie das gar nicht tun müsste; sie hat sich bereits die Zähne geputzt und ihre Haare zu einer Art Pferdeschwanz zusammengebunden. Ihre Schultasche lehnt gegen den Regenschirmständer neben der Eingangstür, und in ein paar Minuten sind Lily und sie im Flur verabredet, um gemeinsam zur Schule zu gehen.

Später – viele Jahre später – wird Jess mutmaßen, dass sie irgendwie wusste, irgendwie spürte, was an diesem Morgen geschah: eine unerklärliche schwesterliche Intuition drängte sie, nachzuschauen.

Als sie oben auf der Treppe ankommt, verlässt Lily gerade das Gästezimmer. Sie hat Jess den Rücken zugewandt, beide Hände an der Klinke, und schließt leise, beinahe ehrfürchtig, die Tür. Jess beobachtet, wie sie tief Luft holt und diese unvorstellbar lange anhält, bevor sie langsam und ganz ruhig ausatmet.

»Was machst du da?«

Lily fährt herum, ihr Gesicht ist gerötet, ihre Augen huschen hin und her. »Warum kommst du hier so angeschlichen?«, faucht sie Jess an. Ihr ärgerliches Flüstern klingt nicht wie ihre normale Stimme.

»Wir dürfen da heute Morgen nicht reingehen. Mum hat es verboten.«

Jess hört die Wehleidigkeit in ihrer eigenen Stimme, die an Jammern grenzt, und zuckt zusammen.

»Erzähl bloß nicht Mum, dass ich da drin war. Ich meine es ernst, Jess. Du willst doch keine Petze sein.«

Lily spricht mit leiser, aber fester Stimme, und sie wirft ihr diesen Blick zu, mit dem sie Jess immer anschaut, wenn Lily sie dabei erwischt, wie sie das Telefon benutzt, obwohl Mum es verboten hat, oder wenn sie Lily mit ihren Freunden auf dem Spielplatz im Park beim Rauchen überrascht.

Einen Moment lang stehen die beiden unentschlossen voreinander. Keine weiß, wie Jess reagieren wird. Bis sie ihren linken Fuß neben den rechten auf die oberste Treppenstufe setzt, ist auch Jess nicht sicher, was sie als Nächstes tun wird.

»Ich will da auch rein.«

Die beiden Schwestern starren sich an, und Jess spürt so etwas wie einen Austausch zwischen ihnen beiden: von etwas Unerkennbarem, aber Beängstigendem, das sie nicht in Worte fassen kann – oder es nicht wagt.

»Du darfst da nicht reingehen, Jess. Hast du mich verstanden?«

Lily versperrt die Tür, die Arme auf dem Rücken verschränkt, als würde man sie gerade verhaften. Jess sieht, dass die Hand ihrer Schwester immer noch die Klinke umklammert, sozusagen als letztes Hindernis, sollte Jess so weit kommen.

»Aber ich will da rein. Du warst ja auch drinnen, wieso also ich nicht?« Jess schiebt sich am Geländer entlang. Sie spürt, dass Lilys Kontrolle über die Situation schwächer wird.

»Hör auf. Ich meine es ernst, Jess. Du darfst da nicht reingehen.«

Lilys Ausdruck jagt ihr einen eiskalten Schauer über den Rücken: die geröteten Wangen, die Augen zu Schlitzen verengt, zusammengezogene Augenbrauen. Panik unter der Maske

der Autorität. Es bleibt unklar, ob Lily sich nur verteidigen will oder gleich zum Angriff übergeht.

Bruchstücke von Erinnerungen setzen sich wie Ohrwürmer einer Unterhaltung in Jess' Kopf fest: Dinge, die sie gehört hat, obwohl sie weiß, dass sie nicht für ihre Ohren bestimmt waren.

Ein dumpfes Murmeln hinter verschlossenen Türen, ins Telefon geflüsterte Geständnisse, als die Sprecherin sich allein wähnte.

Unter dem Gummiband ihres flaschengrünen Rocks schlägt Jess' Magen Purzelbäume. Sie spürt das Blut in ihren Handgelenken pulsieren, als ob ihr Körper sie zum Handeln drängte, stellt sich vor, wie sie einen Schritt nach vorn macht und Lily zur Seite schubst – ein Kampf, aus dem sie als Siegerin hervorgeht, obwohl Lily einige Jahre älter und körperlich stärker ist. Doch allein der Gedanke daran, was danach passieren könnte – was sie sehen und erfahren könnte, zementiert ihre Füße in den Boden.

Der Alarm an Lilys Digitaluhr geht los. Lilys Hand schnellt hoch, um ihn auszuschalten, und Jess merkt, wie sie zusammenzuckt. Sie weiß, dass es der 8-Uhr-30-Alarm ist, den ihre Schwester gestellt hat, damit sie rechtzeitig zur Schule aufbrechen, jetzt, da ihre Eltern zu zerstreut sind, um sie daran zu erinnern. Lily hält Jess' Blick noch einige Sekunden lang stand, bis Jess als Erste wegschaut. Langsam steigt sie die Treppe hinunter, und erst in dem Moment wird ihr bewusst, dass ihre Beine zittern. Lilys Schritte sind dicht hinter ihr. Jess hört es, aber sie dreht sich nicht um. Sie könnte diesen Ausdruck auf Lilys Gesicht nicht noch einmal ertragen: den Ausdruck, der Jess etwas verrät, das sie nicht wissen will.

Beim Hinuntergehen überlegt Jess, ob sie ihre Mutter suchen und ihr sagen soll, wo Lily gewesen ist, und was ihrer

Meinung nach dort im Gästezimmer geschehen ist. Aber als sie an der letzten Stufe ankommt, weiß sie, dass sie das nicht tun kann. Ihrer Mutter davon zu erzählen würde bedeuten, Verdächtigungen zu äußern, für die Jess nicht bereit ist, Dinge laut auszusprechen, für die ihr im Alter von zehn Jahren der Mut fehlt.

Stattdessen nimmt sie ihre Schultasche und verlässt das Haus. Dabei ist sie nicht sicher, ob es die Sommerhitze ist oder Lilys Atem, der ihr im Nacken kribbelt. In diesem Augenblick ahnt sie noch nichts, aber wenn sie am Nachmittag nach Hause kommt, wird sich die Struktur ihrer Familie unwiderruflich verändert haben, und die Ereignisse des Morgens werden sich die nächsten dreißig Jahre lang in ihren Gedanken wiederholen wie eine Schallplatte, bei der die Nadel in einer Rille hängen geblieben ist.

# *Erster Teil*

*Februar 2016*





## Kapitel eins

Audrey



Audrey Siskin saß auf dem Bett, die Handflächen neben sich auf der Bettdecke abgestützt, die Arme durchgedrückt, als wüsste sie nicht, ob sie gehen oder bleiben sollte. Ihr Blick glitt durch das Zimmer, in dem sie von nun an wohnen sollte. Vertraute Objekte standen einsam und verloren herum wie Kinder am ersten Schultag in einem Klassenraum. Das schmiedeeiserne Doppelbett, in dem sie ihre ganze Ehe hindurch und später auch allein geschlafen hatte; die weiß gestrichene Frisierkommode, ein Kindheitstraum, den sie sich aber erst als Erwachsene hatte erfüllen können; der große Eichenschrank, den Edward und sie gekauft hatten, als sie in das Haus in Barnsbury Square gezogen waren, frisch verheiratet und sie im fünften Monat schwanger.

Audrey beugte sich vor und riss das Paketband von einem der zwei Dutzend Kartons, die überall im Raum standen, aber sie konnte sich nicht überwinden, den Deckel zu öffnen. Sobald sie ausgepackt hätte, gäbe es kein Zurück mehr.

*Es ist nicht weit, Mum. Nur ein paar Meilen. Du wirst sehen, es ist gar nicht so anders.*

Das hatten ihre beiden Töchter zu ihr gesagt, unabhängig voneinander, aber mit der gleichen Überzeugung. Und praktisch – genau genommen geografisch – gesehen, hatten Lily

und Jess recht. Es waren nicht einmal sieben Meilen, Luftlinie noch weniger. Ein einfacher Wechsel vom Norden Londons in den Westen der Stadt. Islington statt Shepherd's Bush. Georgianischer statt viktorianischer Stil. Doch Audrey hatte das Gefühl, die Erde gegen den Mond getauscht zu haben.

Sie wusste, dass sie großes Glück hatte mit zwei Töchtern, die darum wetteiferten, bei wem von beiden sie wohnen würde. Und sie wusste, dass es besser war, diesen Schritt jetzt zu tun, und nicht erst in einem Jahr, wenn ihr der Umzug noch schwerer fallen würde. Doch Audrey konnte sich des Gefühls nicht erwehren, dass das alles nicht so sein sollte. Kinder sollten nicht für ihre Eltern verantwortlich sein, dadurch wurde die natürliche Ordnung der Dinge auf den Kopf gestellt. Doch dann wiederum, dachte Audrey, während vor ihrem geistigen Auge Bilder von all den Ereignissen abliefen, die sie vergessen hätte, wenn Vergessen möglich gewesen wäre, hatten sehr viele Ereignisse in ihrem Leben die natürliche Ordnung durcheinandergebracht. So viele entscheidende Momente – Geburten, Todesfälle, Hochzeiten – hatten sich nicht so zugetragen, wie es der Fall gewesen wäre, hätte die Erde sich einfach weiter verlässlich um ihre eigene Achse gedreht.

»Granny, wie kommst du zurecht? Benötigst du Hilfe?«

Mias Stimme drang die Treppe hinauf in das Zimmer, das bis zu diesem Tag ihres gewesen war. Von nun an würde sie in der kleinen Kammer im obersten Stockwerk schlafen, wo früher einmal der Dachboden gewesen war. Ein Hauch von Besorgnis hatte in dem Tonfall ihrer Enkelin gelegen, die sich jedoch sogleich wieder um einen annähernd normalen Ausdruck bemühte.

»Nein, vielen Dank, Liebling. Ich will nur schon mal ein



paar Kisten auspacken. Ich komme gleich runter.« Entschlossen stand sie auf, begleitet von dem Quietschen der Sprungfedermatratze, und blickte sich in ihrem neuen Zuhause um. Sie wusste nicht, wo sie anfangen sollte. Im Zustand dumpfer Benommenheit hatte sie ihre Sachen zusammengepackt und erinnerte sich nun nicht mehr, was sie weggeworfen und was sie behalten hatte.

Nachdem sie das Klebeband von einem weiteren Karton gerissen und den Deckel geöffnet hatte, blickte sie auf einen Haufen sorgfältig eingewickelter, ordentlich aufeinandergestapelter Gegenstände. Sie packte den ersten aus und entdeckte eine gerahmte, bereits leicht verblasste Fotografie. Während sie sich das Bild ansah, spürte sie den Sand der Zeit durch das Stundenglas zurückrinnen.

Ihre Mädchen am Strand – das musste Woolacombe Bay sein. Sie liefen am Wasser entlang, Arme und Beine verschwommen, weil sie zu schnell durch das Bild gerannt waren. Die Sonne stand hoch an einem wolkenlosen Himmel, und das indigoblaue Meer reichte bis zum Horizont. In der Ferne das winzige weiße Dreieck eines Segels. Ihre Mädchen liefen Hand in Hand, lachend. Ein Lichtstrahl fiel quer durch das Bild und tauchte sie in einen engelhaften Schein.

Audrey ließ die Finger über das Glas gleiten, über geflochtene Haare, gebräunte Körper und sonnengerötete Wangen, und beinahe meinte sie die Hitze dieses Tages zu spüren. Sie konnte das Gelächter ihrer Töchter hören, die tosende Brandung am Strand, das Geschrei der Möwen am Himmel. Sie konnte das Salz in der Luft riechen, den Sand zwischen den Zehen spüren, und die Freude ihrer Töchter. Sie sehnte sich danach, in das Foto einzutauchen, die Arme um die Schultern der

Kinder zu schlingen, sie fest an sich zu ziehen und nie wieder loszulassen.

Audrey umklammerte das Foto, und ihr Herz krampfte sich zusammen.

Mittlerweile gaben ihr häufig nur noch Fotografien die Gewissheit, dass sie sich das alles nicht nur ausgedacht hatte, dass es nicht nur Einbildung war. Dass ihre Töchter, früher einmal, Freundinnen gewesen waren.

Sie atmete langsam tief durch, während sie an die vielen verlorenen Jahre dachte. Beinahe drei Jahrzehnte lag es nun schon zurück, dass Jess sich gegen Lily gewandt hatte, und der Gedanke kam ihr immer noch unwirklich vor. Audrey sah die zehnjährige Jess vor ihrem geistigen Auge, ihre quasi über Nacht verhärteten Gesichtszüge, als ob diese Ereignisse, die kein Kind erleben sollte, Audreys kleines Mädchen gestohlen und sie durch ein Mädchen ersetzt hätten, das sie kaum wiedererkannte. Monatelang hatte Audrey gehofft, der tief sitzende Schock wäre der Grund für Jess' Veränderung gewesen und dass sie bald wieder das glückliche kleine Mädchen von früher sein würde. Jahrelang hatte sie sich an den Glauben geklammert, dass die Kindheitserlebnisse Lily und Jess irgendwann wieder zusammenbringen würden. Doch stattdessen hatten sie ihre Familie auseinandergerissen.

Audreys Puls schlug schneller, als sie an all die Mahlzeiten dachte, die sie in vollkommenem Schweigen verbracht hatten: Audrey, Lily und Jess an einem Küchentisch, der zu groß für drei Personen war. Audreys bemüht fröhliche Stimme, wenn sie die Mädchen nach ihrem Tag in der Schule fragte, und ihr Versuch, trotz Jess' einsilbiger Antworten ruhig zu bleiben. Sie konnte ihre Hand sehen, wie sie an Jess' Zimmertür klopfte,

um zu fragen, ob sie mit ihnen Fernsehen schauen wolle, und hörte Jess' immer gleiche kategorische Antwort: *Nein, ich will nur allein sein*. Immer wieder hatte Audrey sich im Laufe der Jahre gefragt, was ihr entgangen war und ob sie etwas hätte anders machen können, um zu verhindern, dass ihre Töchter sich so voneinander entfremdeten. Unzählige Male der gleiche Gedanke, seit Jess von zu Hause fortgegangen war und jegliche Verbindung zu Lily gekappt hatte. Audrey hatte Jess angefleht, ihr den Grund für ihr Verhalten zu nennen, aber Jess hatte sich stets geweigert, sich ihr anzuvertrauen. Nun hatte Audrey zwei Töchter, die nicht miteinander sprachen, und zwei siebzehnjährige Enkelinnen – die eine nur sechs Wochen älter als die andere –, die sich nicht treffen durften.

Sie krallte die Fingernägel in die Handballen, als sie an den letzten – gescheiterten – Versöhnungsversuch dachte.

»Granny, ist alles in Ordnung? Soll ich dir helfen?«

»Nein, danke, Liebling, mir geht's gut. Ich trödele nur ein wenig.«

*Gut*. Audrey hatte keine Ahnung, warum sie ein Wort benutzte, das, wie sie alle wussten, weit von der Wahrheit entfernt war.

Ein Blick in den Spiegel der Frisierkommode sagte ihr, dass kein Anzeichen zu erkennen war, nichts, das sie verraten würde. Nur ein paar feine Augenfältchen. Ihre Haare, am Vortag im Friseursalon geföhnt, waren braun gefärbt und schwan-gen locker um ihre Schultern. Ihr Make-up, das sie am Morgen noch vor dem Anziehen aufgetragen hatte, war makellos.

Die Leute sagten oft, dass sie gar nicht wie zweiundsechzig aussehe. *Sie sehen mindestens zehn Jahre jünger aus*, bekam sie häufig zu hören und war dumm genug zu glauben, dass etwas

Wahres daran sei, dass der äußere Schein von Wohlbefinden automatisch zu ihrem Inneren durchdrang. Als ob ein wunderbar appetitlicher Apfel innen nicht verfault sein könnte, wenn man hineinbiss.

Nur bei genauerem Hinsehen, das wusste Audrey, fielen einem die halbmondförmigen blasslila Schatten unter ihren Augen oder das häufige Stirnrunzeln auf. Nur bei intensiver Beobachtung bemerkte man ihre Kurzatmigkeit, das leichte Keuchen, als ob etwas Luft zurückgeblieben wäre und nun hinterherwollte. Doch nichts in ihrem Gesicht verriet dem zufälligen Betrachter, dass die Zellen in Audreys Innerem sich mit unablässiger Geschwindigkeit teilten und vermehrten. Nichts konnte über die Tatsache hinwegtäuschen, dass sie sterbenskrank war.

Audrey wandte sich vom Spiegel ab und beugte sich zu dem Karton auf dem Boden hinunter. Als sie die Hand hineinstreckte, durchfuhr ein stechender Schmerz die rechte Seite ihres Unterleibs, und sie musste sich wieder aufs Bett setzen. Während sie mit langsamen Atemzügen gegen den Schmerz ankämpfte, begriff Audrey, warum Jess sie zu einem schnellen Umzug gedrängt hatte. Audrey hatte noch abwarten wollen, sie hatte ihr Haus und ihre Unabhängigkeit so lange wie möglich behalten wollen, hatte gehofft, in ihren eigenen vier Wänden bleiben zu können, bis ihr Körper ihr seinen Dienst versagte. Jetzt war sie Jess für ihren Ratschlag dankbar, dankbar, dass sie das Haus und die Möbel verkauft und nur das Wichtigste – ein paar praktische Dinge und das, woran ihr Herz hing – behalten hatte, bevor ihre Gesundheit sich noch weiter verschlechterte. Während sie auf dem Bett saß und den Schmerz zu bezwingen suchte, wurde ihr bewusst, dass sie den Umzug nicht selbst

hätte organisieren können, wenn sie noch länger gewartet hätte. Sie wäre ihren Töchtern noch mehr zur Last gefallen.

Als Audrey eine weitere gerahmte Fotografie auswickelte, blickten ihr Edward und seine Eltern entgegen. In der Mitte des Bildes lag Lily als Baby in Edwards Armen, während seine Eltern steif neben ihm vor dem Weihnachtsbaum standen. Sie drehte den Rahmen in ihrer Hand um und entdeckte ihre eigene kitzelige Schrift auf der Rückseite: *Barnsbury Square, Weihnachten 1972*. Edwards und ihr erstes Weihnachten als Ehepaar, als Eltern, das erste in ihrem eigenen Zuhause.

Ihr Blick wanderte von einer Person auf dem Bild zur nächsten, und wie schon so häufig in den vergangenen Jahren suchte sie in den erstarrten Gesichtszügen nach einem Anzeichen für das, was später geschehen war. Doch Audrey sah nur die strenge gesellschaftliche Etikette ihres Schwiegervaters, die säuerliche Miene ihrer Schwiegermutter und Edwards Freude über das sechs Wochen alte perfekte Bündel in seinen Armen.

Audrey fragte sich, wie Edwards Eltern die Ereignisse verkraftet hätten, die sich sechzehn Jahre nach dieser Aufnahme zutrugen. Das Jahr, in dem Edwards und ihr Leben irreparablen Schaden erlitten hatte: Der Boden hatte sich unter ihren Füßen aufgetan und sie tief hinab in ein Erdloch gezogen, aus dem sie nie wieder auftauchen sollten. Sie fragte sich, ob seine Eltern den Kummer ertragen hätten, die Wut und die Scham, ob es in Wirklichkeit nicht ein Segen war, dass keiner von beiden in diesem furchtbaren Jahr noch am Leben gewesen war. Manchmal beneidete Audrey sie um ihre Unwissenheit, darum, dass ihnen Schuldgefühle, Verwirrung und die Litanei unbeantworteter Fragen, die sie selbst seit Jahren quälten, erspart geblieben waren. Sie neigte den Kopf von einer Seite zur

anderen in dem Versuch, ihre Gedanken zu vertreiben. An diesem Tag, an dem schon so viele Gefühle ihre Aufmerksamkeit beanspruchten, durfte sie nicht auch noch an Edward denken. Und dennoch, seit dem Tag vor fünf Monaten, als bei einer Routine-Mammografie ein Knoten in ihrer Brust entdeckt worden war – ein Knoten, der zur Feststellung von Metastasen in ihrer Leber und Krebszellen in den Lymphknoten geführt hatte –, kreisten Audreys Gedanken ununterbrochen um die Vergangenheit. Die Erkenntnis, dass sie in achtzehn Monaten höchstwahrscheinlich nicht mehr leben würde, hatte die Schranken zu einer Flut von Erinnerungen geöffnet, die sie jahrzehntelang verdrängt hatte.

Sie umfasste den Blätterknauf am Bettende und verbot sich jede weitere Grübeleien. Doch als sie sich vorbeugte und das Klebeband von dem nächsten Karton entfernte, stieg die Erinnerung an einen Tag vor beinahe dreißig Jahren in ihr auf: Sie saßen am Küchentisch, und Audrey spürte die wachsende Anspannung, die in der Luft lag, eine Spannung, die sie weder auflösen noch sich erklären konnte, während Jess Lily unverwandt anstarrte und die Antwort auf die Frage, warum sie es plötzlich nicht mehr ertrug, mit ihrer Schwester im selben Raum zu sein, beharrlich verweigerte.

## Kapitel zwei

Jess



Sie stand vor einem kleinen, quadratischen Monitor und massierte sich den Nacken, wo die Muskeln sich zu festen Knoten verhärtet hatten, während sie den Schauspielern bei der achten Wiederholung ihres Textes zuschaute. Der Hauptdarsteller war bereits bei seiner letzten Zeile angekommen, als er sich an einer Stelle verhaspelte, die er schon siebenmal verpatzt hatte, und Jess hörte die Crew leise aufstöhnen.

Schon um sechs Uhr an diesem Morgen, als sie, die Senior Location Managerin der Produktion, vor allen anderen an den Set gekommen war, hatte sie gewusst, dass dies ein besonders anstrengender Tag werden würde. Die ersten Drehtage einer neuen Serie liefen immer gleich ab: Die Schauspieler mussten sich an ihre Auftritte außerhalb des Probenraums gewöhnen, die Crew frischte Bekanntschaften aus früheren Jobs auf oder knüpfte neue Verbindungen. Ausnahmslos herrschte die gleiche gespannte Erwartung wie bei einer Party, bevor die ersten Gäste kamen.

»Okay, wir machen es noch einmal von vorn. Izzy, können wir Lucias Gesicht bitte noch mal pudern?«

Justin, der Regisseur, trat zu den Schauspielern, um ihnen noch einmal ins Gewissen zu reden, während die Maskenbildnerin ihre Gesichter puderte. Jess zog den dicken, gefütterten Mantel enger um ihren Körper und wünschte, sie wäre so

vorausschauend gewesen, eine Strumpfhose unter die Jeans zu ziehen und Thermosocken in ihre Sneakers. Der große Nachteil am Filmen in denkmalgeschützten Gebäuden war die eisige Kälte, die dort herrschte, besonders Ende Februar. Als Jess diesen Drehort gefunden hatte, nur einen Steinwurf vom Spitalfields Market entfernt, hatte sie den Produzenten gewarnt, dass in diesen Gebäuden arktische Kälte herrschte, egal wie viele Elektro-Heizstrahler sie aufstellen würden. Aber er hatte unbedingt dort drehen wollen.

Der Regieassistent bat mit lauter Stimme um Ruhe, und die Kameras liefen, noch bevor die beiden Hauptdarsteller die Szene zum neunten Mal betraten.

Jess nippte an dem süßen Tee, der in dem Styroporbecher mit dem tiefen Abdruck ihrer Zähne schnell abkühlte. Sie stellte den Becher auf dem Boden ab, löste den behelfsmäßigen Haarknoten, den sie am Morgen gemacht hatte, und band die Haare so fest zu einem Pferdeschwanz zusammen, dass ihre Kopfhaut schmerzte. Während sie den Schauspielern auf dem Monitor zusah, versuchte sie ihren Frust darüber, dass sie überhaupt am Set war, im Keim zu ersticken. Ihr war klar, dass sie aus beruflichen Gründen heute hier sein musste, aber dennoch wünschte sie sich fort und ärgerte sich, dass sie nicht zu Hause war und ihrer Mutter beim Auspacken half. Ihre Mutter hatte erklärt, dass sie absolutes Verständnis habe und allein zurechtkomme. Sie hätte jede Menge Kartons durchzusehen, und außerdem würde Mia ihr Gesellschaft leisten. Doch Jess wusste, wie schwer es ihr gefallen war, das Haus aufzugeben, in dem sie fünfundvierzig Jahre lang gelebt hatte, den Ort, an dem alle entscheidenden Ereignisse im Erwachsenenleben ihrer Mutter stattgefunden hatten.



»Ausgezeichnet. Das war großartig. Gut, wir machen fünfzehn Minuten Pause, bevor wir unten weiterdrehen. Jess ... Wo ist Jess?«

Jess schluckte schwer, als sie über die Mahagoniholzdielen aus dem siebzehnten Jahrhundert in den Salon hinüberging, wo Justin in seinem Regiestuhl saß.

»Jess, Sam sagt, dass eine der Steckdosen im oberen Stock halb kaputt ist. Wir wollen da später drehen – könntest du das bitte überprüfen? Ich würde der gesamten Crew nur ungerne gleich am ersten Tag einen tödlichen Stromschlag versetzen, wenn sich das irgendwie vermeiden ließe.«

Justin lachte, und Jess rang sich ein Lächeln ab, murmelte eine Antwort und stapfte mit vor Kälte tauben Zehen die Treppe hinauf.

Sie machte die lose Steckdose ausfindig, und während sie schwarzes Haftklebeband darüber klebte, verfluchte sie sich selbst dafür, dass sie sie nicht früher entdeckt hatte. Dann warf sie einen raschen Blick die Treppe hinunter, um sicherzugehen, dass niemand heraufkam, zog ihr Handy aus der Tasche und schaltete es ein.

Keine Nachrichten, keine E-Mails, keine verpassten Anrufe.

Mit eisigen, steifen Fingern wählte sie Mias Nummer. Fünf Mal klingelte es in ihrem Ohr, bevor sie eine atemlose Stimme hörte.

»Hallo, Mum. Was ist los?«

»Nichts. Ich wollte nur fragen, ob bei dir und Granny alles in Ordnung ist.«

»Ja, uns geht's gut. Ich mache meine Hausaufgaben, und Granny packt Kartons aus.«

Jess zog an einem Stück Haut an ihrem Daumennagel und

verspürte einen stechenden Schmerz, als es abriss. »Ich hoffe, dass wir heute nicht ganz so spät Schluss machen. Ich werde Justin fragen, ob Sacha für mich aufräumen kann, dann wäre ich rechtzeitig zu Hause, um Granny beim Auspacken zu helfen.«

»Ganz ehrlich, mach dir keine Gedanken deswegen. Hier ist wirklich alles in Ordnung. *Uns geht's gut, Granny, stimmt's?* Granny sagt Ja. Im Ernst, es gibt hier eh nicht viel für dich zu tun. Granny meinte, sie packt ihre Sachen lieber selbst aus, und ich habe schon einen Fish Pie fürs Abendessen vorbereitet. Wenn du nicht rechtzeitig zu Hause bist, fangen Granny und ich schon mal an und heben dir was für später auf.«

Jess saugte an ihrem Daumen, wo sich ein Blutströpfchen gebildet hatte. »Okay, wenn du meinst. Bitte denk an den Aufsatz für Geschichte, den solltest du dieses Wochenende schreiben. Du willst das ja sicher nicht erst in allerletzter Minute erledigen.«

»Werde ich nicht. Versprochen! Bis später. Hab dich lieb.«

»Ich hab dich auch lieb.«

Als sie das Gespräch beendet hatte, öffnete Jess das Adressbuch ihres Handys und suchte in der Namensliste nach jemandem, dem sie eine Nachricht schreiben könnte, um nicht wieder runtergehen und Smalltalk machen zu müssen. So viele Kontakte – Schulfreunde, Uni-Bekanntschaften, frühere Kollegen –, und trotzdem war niemand dabei, dem sie unaufgefordert eine zwanglose Nachricht hätte schicken können, ohne dass es seltsam wirkte. Ihr Adressbuch glich einer Geisterliste, einer Mahnung an all die Freundschaften, die sie über die Jahre vernachlässigt hatte.

Sie zögerte. Versuchung kribbelte in ihren Fingerspitzen, während sie auf ihren Daumen blickte, der über dem Internet-

Button schwebte. Sie spürte die Versuchung, die Anziehungskraft dieses winzigen Icons.

*Hör auf damit. Tu's nicht. Du wirst es hinterher nur bereuen.*

Die Stimme der Vernunft in ihrem Kopf sprach laut und deutlich, aber ihre Hand schien ungeachtet des gesunden Menschenverstandes zu agieren. Sie schaute sich selbst dabei zu, wie sie den Namen in die Suchzeile einzutippen begann, den sie schon so oft eingegeben hatte, dass Google bereits nach dem dritten Buchstaben wusste, was sie suchte.

*Klick die Links nicht an. Noch ist es nicht zu spät. Du kannst immer noch aufhören.*

Doch es war zu spät. Es war immer zu spät, sobald die Saat ausgebracht worden war. Ein Moment der Langeweile, eine schlaflose Nacht, ein frustrierender Tag. Jess hatte sich noch nie zurückhalten können, sobald der Gedanke ihr einmal gekommen war.

*Lily Goldsmith.*

Beim Anblick des Namens ihrer Schwester verkrampften sich ihre Bauchmuskeln.

Jess scrollte die Trefferliste herunter auf der Suche nach einem Artikel, den sie noch nicht gelesen hatte. Drei Seiten weiter war ihr immer noch jede Meldung bekannt – Lily, die auf internationalen Konferenzen sprach, Lily, die einen Preis entgegennahm, Lily, die wieder einmal befördert wurde.

Jess klickte auf »News« in der Hoffnung, dort fündig zu werden. Aber da war auch nichts, was sie nicht schon zuvor gelesen hatte. Sie wusste nicht, ob sie erleichtert oder wütend sein sollte. Ein Teil von ihr freute sich, dass es ihrer Schwester in den vergangenen achtundvierzig Stunden, in denen sie sie nicht googelt hatte, nicht gelungen war, noch mehr Aufmerksamkeit

von der Presse zu erhalten, ein anderer Teil allerdings fühlte sich betrogen.

*Leg das Handy weg, Jess. Es gibt nichts Neues zu sehen. Tu dir das nicht an.*

Aber es war einfach zu leicht. Diese ganzen Informationen, diese vielen Fotos, die nur darauf warteten, von ihr betrachtet zu werden. Das war kein Stalking. Es war nicht das Gleiche, wie das Facebook- oder Twitter-Profil seines Exfreunds zu lesen. Allerdings gab es Facebook auch noch gar nicht, als Iain Jess mit der fadenscheinigen Begründung, er sei in ihrer Beziehung nicht mehr glücklich, zwei Wochen vor Mias erstem Geburtstag verlassen hatte. Ihre Schwester bei Google zu suchen war etwas anderes. Jess erfuhr auf diese Weise schließlich nur die Fakten von Lilys Leben, die ihr alle schon bekannt wären, wenn sie ihrer Mutter jemals gestatten würde, über Lily zu reden. Sie wusste, dass ihr Handeln nicht rational war, dass die Jagd nach Informationen über einen Menschen, den zu treffen sie sich seit Jahren weigerte, keinen Sinn ergab. Sie wusste, dass sich alles, was sie fand, tief in ihrem Herzen eingraben und für den restlichen Tag einen Takt des Neides klopfen würde. Und trotzdem konnte sie nicht aufhören. Sie spürte den unbändigen Drang, etwas über ihre Schwester zu erfahren, auch wenn es schmerzhaft war.

Jess klickte eine Seite an, die sie laut Google-Information bereits vor fünf Tagen aufgerufen hatte. Es war ein Zeitschriftenartikel mit der Überschrift: *Eine Frau am Ziel ihrer Wünsche*. Während der Text geöffnet wurde, starrte Jess ausdruckslos auf das Foto.

Lily, Daniel, Phoebe: Die drei saßen auf einem hellgrauen Sofa vor wandhohen Regalen. Verschiedenfarbige Buchrücken

im Hintergrund strahlten eine Atmosphäre der Zuversicht, der Kultiviertheit, des Wohlstands aus. Es war ein Raum, wie Jess ihn als Drehort für eine Serie über eine reiche Familie in der Großstadt ausgesucht hätte. Nur dass das hier keine Kulisse war. Das hier war Lilys perfektes Zuhause. Lilys perfektes Leben.

Und da saß sie, Jess' Schwester, die mit ihrem hübschen dunklen Chignon, dem perfekt sitzenden Kleid und dem dezenten Make-up zehn Jahre jünger aussah als dreiundvierzig, wie ein Model aus einem Modemagazin.

Jess überflog den Artikel. Der Text war ihr so vertraut, dass sie ihn hätte auswendig aufsagen können, und dennoch suchte sie nach einem Hinweis – nach irgendetwas, das sie bislang übersehen hatte.

In den Augen vieler Menschen hat Lily Goldsmith einen geradezu kometenhaften Aufstieg hinter sich. Mit nur dreiundzwanzig Jahren gewann sie ihre erste internationale Auszeichnung und zählt heute zu den meistgeschätzten Marketingexperten beiderseits des Atlantiks. Viele in der Branche betrachten sie als Symbolfigur für das erfolgreiche Durchstoßen der sogenannten gläsernen Decke.

Jess atmete hörbar aus und sah zu, wie ihr warmer Atem in der kalten Luft kondensierte.

*Lily, die mit dem Medienanwalt und Millionär Daniel Goldsmith verheiratet ist, hat erreicht, wonach so viele Frauen streben, was aber nur wenigen gelingt: eine glückliche Balance zwischen Berufs- und Privatleben. Das Paar lebt mit Teenagertochter*

*Phoebe, die zurzeit eine exklusive private Mädchenschule in West London besucht, in ihrer Villa in Holland Park.*

*»Wenn ich das Geheimnis des Erfolgs kennen würde, ich würde es in Flaschen abfüllen und verkaufen«, erklärt Lily Goldsmith lachend. »Fest steht, dass ich unglaublich hart gearbeitet und mir immer sehr klare Ziele gesetzt habe. Manchmal verändert sich die Berufslandschaft, und man kann nicht immer voraussagen, wo man in fünf Jahren sein wird, aber wenn man weiß, wo man hin will, hat man bessere Chancen, auch dort anzukommen. Außerdem hatte ich das unglaubliche Glück, zu Hause wunderbare Unterstützung zu bekommen. Ich denke, es ist nahezu unmöglich, einen Job wie den meinen zu machen, wenn die Familie nicht zu einhundert Prozent hinter einem steht.«*

Jess musterte das Gesicht ihres Schwagers, den sie noch nie persönlich getroffen hatte. Er sah genauso aus, wie sie sich einen Medien-Staranwalt vorstellte: Auf arrogante Weise gut aussehend, strahlte er dieses Selbstvertrauen aus, das nur extremer Reichtum und ständige Bewunderung hervorbrachten. Phoebe war auf eine hochnäsige, desinteressierte Weise hübsch – zweifellos ein Anrecht der Jugend –, und etwas an ihr kam Jess bekannt vor. Sie tippte auf den nach rechts zeigenden Pfeil und betrachtete auch die anderen Fotos, wobei sie durch eine Bilderlandschaft gescheucht wurde, die sie sich schon Dutzende Male angesehen hatte: der schwarze Flügel aus Ebenholz im glänzenden Sonnenlicht, das durch riesige, bodentiefe Fenster ins Zimmer fiel; die Küche mit den weißen maßgefertigten Möbeln, der blitzblanke Spülstein; weiß gestrichene Holzdielen und eine Fensterfront, die nach hinten auf einen gepflegten Garten hinausging; Lilys Arbeitszimmer, das bis auf einen

massiven Metallschreibtisch, ein MacBook und ein Handy vollkommen leer war. Alles war so ordentlich, so hell und sauber, als ob Lily mit diesem makellosen Designerhaus ihre Vergangenheit reingewaschen hätte.

Jess dachte im Vergleich dazu an ihr eigenes Haus: das ramponierte braune Sofa, das sie vor sechzehn Jahren schon gebraucht gekauft hatte und das sie bislang noch nicht ersetzen konnte. Die billigen Küchenschränke aus Melamin mit wackeligen Scharnieren und abgewetzten Ecken, deren zahlreiche Macken wie Kampfnarben wirkten. Der kleine, runde Tisch, an dem maximal drei Personen Platz fanden, und das auch nur, solange jeder die Luft anhielt, wenn man hinter ihm vorbeiwollte. Die Ratenzahlungen und jeden Monat aufs Neue die Angst, sie nicht begleichen zu können.

Sie versuchte sich das Leben ihrer Schwester vorzustellen: ein Karussell aus Dinnerpartys, Cocktailempfängen, Preisverleihungen und Begegnungen mit Prominenten. Ein Terminkalender, der Monate im Voraus mit Samstagabendveranstaltungen, Sonntagsbrunchs, exotischen Urlauben und sicherlich einer Unmenge an Freunden für jede Gelegenheit gefüllt war. Jess konnte sich nicht mehr erinnern, wann sie das letzte Mal an einem Freitag- oder Samstagabend ausgegangen war oder jemand anderen als ihre Mutter zu sich nach Hause zum Essen eingeladen hatte. Stets verlangten dringendere Angelegenheiten lautstark nach ihrer Aufmerksamkeit: Waschen und Bügeln, den nächsten Auftrag als Freiberuflerin ausfindig machen, Rechnungen stellen, Mia bei den Hausaufgaben helfen.

Während Jess unverwandt auf das Bild blickte, das Lily an ihrem Schreibtisch zeigte – dieses Gesicht, so vertraut und doch so unbekannt –, wurde ihr bewusst, dass ihr Atem flacher

ging und sie einen Kloß im Hals hatte. Ihre Gedanken wanderten zu dem Tag vor fast drei Jahrzehnten zurück, als sie und Lily sich am ersten Todestag ihres Vaters an dessen Grab begegnet waren. Jess hatte sich in der Mittagspause aus der Schule geschlichen und musste feststellen, dass Lily bereits am Grabstein kniete und dicke Krokodilstränen über ihre Wangen laufen ließ. Jess hatte Lily an diesem Tag Worte ins Gesicht geschrien, die sie schon wieder vergessen hatte, sobald sie ihr über die Lippen gekommen waren. Rasender Zorn hatte sie gepackt, und er hatte sich nicht in der Bedeutung der Worte offenbart, sondern in der Aggressivität, mit der sie diese Lily entgegengeschleudert hatte. Inzwischen war ihr von diesem grauen Septembertag nur noch das Gefühl grimmiger Überzeugung in Erinnerung geblieben, dass Lily es nicht verdient hatte, dort zu sein. Nach dem, was ihre Schwester getan hatte, hatte sie kein Recht mehr, am Grab ihres Vaters zu weinen.

»Jess! Wenn du die Steckdose repariert hast, könntest du dann wieder runterkommen? Ich würde gern mit dir die Szene besprechen, die am Montag dran ist.«

Jess warf einen letzten verstohlenen Blick auf das Gesicht ihrer Schwester und wunderte sich, wie es Lily nur gelang, durchs Leben zu gehen, als hätte sie nichts zu verbergen, nichts, das ihr Schuldgefühle machte. Sie fragte sich, ob es ihrer Schwester gelungen war, sich selbst von ihrer Unschuld zu überzeugen, oder ob sie, in dem Bewusstsein ihrer ungeheuerlichen Tat, zu Frieden leben konnte.

Eine Szene blitzte in Jess' Erinnerung auf, flackernd wie ein alter Super-8-Film: Sie stand vor dem Gästezimmer, den Blick auf Lily geheftet, und wusste augenblicklich, was dort drinnen



passiert sein musste. Dennoch war sie zu schwach – zu verängstigt und zu fassungslos – gewesen, um Alarm zu schlagen.

»Jess! Kannst du wieder runterkommen?«

Jess versuchte das Bild ihrer Schwester mit den Händen am Türgriff wegzublinzeln. Mit tiefen Atemzügen kämpfte sie gegen die hartnäckige Erinnerung an all das, was später an diesem Tag und in der Zeit danach geschehen war. Sie schluckte Kummer und Schmerz hinunter, die ihr die Kehle zusammenschnürten, schaltete ihr Handy aus und stapfte wieder die Treppe hinab ins untere Stockwerk.



## Kapitel drei

Lily



Lachen schallte vom anderen Tische herüber, und Lily überlegte, welchen Witz sie wohl verpasst hatte. Sie reichte die Prosecco-Flasche an Pippa weiter, ohne ihr Glas nachzufüllen, und nippte an ihrem Mineralwasser, während sie zum zweiten Mal innerhalb weniger Minuten auf ihr Handy schaute und sich fragte, wie schnell sie sich hier wohl loseisen konnte.

»Und, hat Phoebe sich für die China-Reise angemeldet? Sei ehrlich, sind unsere Mädchen nicht echte Glückspilze? Zu unserer Zeit gingen solche Schulreisen nie weiter als bis nach Frankreich. Clementine ist schrecklich aufgeregt. Seit zwei Wochen hockt sie nur noch da und liest alles über chinesische Geschichte. Ich habe ihr einen Privatlehrer für Mandarin-Stunden organisiert, aber ich weiß nicht, wie viel sie in acht Monaten lernen kann.«

Lily durchforstete ihr Gehirn nach der Erwähnung einer Schulreise nach China. Sie war sicher, dass sie es nicht vergessen hätte, wenn Phoebe ihr davon erzählt hätte, aber sie konnte sich an nichts erinnern. »Ja, das klingt fantastisch. Ich glaube, Phoebe hat sich noch nicht entschieden. Wann ist Anmelde-schluss?«

»Am Montag. Sie sollte sich also sputen, wenn sie mitfahren will. Ich habe Tom gefragt, ob wir beide nicht auch mal nach

China fahren sollten, aber er meinte, da er nur sieben Wochen Urlaub im Jahr hat, würde er lieber irgendwohin fahren, wo er sich wohlfühlt, statt das Risiko einzugehen, an einem irgendeinem grässlichen Ort zu landen. Wirklich, er hat überhaupt keinen Unternehmungsgeist. Manchmal kommt mir der Gedanke, einfach die Sachen zu packen und mich in ferne Länder aufzumachen, wie diese Frau in *Eat, Pray, Love*.«

Lily versuchte, sich Pippas Ehemann ins Gedächtnis zu rufen, aber von den Männern wurde so selten erwartet, dass sie sich an irgendwelchen schulischen Unternehmungen beteiligten, dass ihre Gesichter in Lilys Kopf zu einer amorphen Masse verschwammen. Sie ließ ihren Blick über die Gruppe Mütter am Tisch schweifen, die sie vor sechs Jahren zum ersten Mal gesehen hatte und mit denen sie sich seither pflichtschuldigst einmal im Trimester traf. Sie wusste, dass sich einige der Mütter regelmäßiger sahen und ein geradezu enzyklopädisches Wissen über das Leben der anderen besaßen, aber andererseits waren etliche dieser Frauen auch nie berufstätig gewesen, seit Lily sie kannte.

»Wie geht es Daniel und seinen Hollywood-Promis?«

Lily wandte sich zu Annabel und warf einen hastigen Blick auf ihr Handy. »Es geht ihm gut, danke. Er hat viel zu tun, wie immer.«

»Wir sollten uns mal zum Abendessen treffen. Ich habe Daniel seit Ewigkeiten nicht mehr gesehen, dabei ist er so unterhaltsam. Ich schicke dir ein paar Terminvorschläge per WhatsApp. Vielleicht nehmen wir noch Anoushka und Pippa dazu – was meinst du?«

Bevor sie antworten konnte, summte Lilys Handy. Ihre Hand schnellte los, um danach zu greifen, doch dabei kippte

Annabels Prosecco-Glas um, und der Inhalt verteilte sich in dünnen Rinnsalen auf dem Holztisch. »Du meine Güte, das tut mir leid. Wie ungeschickt von mir. Warte, lass mich das aufwischen.« Kurz darauf reichte Lily dem vorbeigehenden Kellner die triefende Serviette und hatte endlich wieder ihr Handy in der Hand, nur um festzustellen, dass die eingetroffene Nachricht nicht die war, auf die sie gehofft hatte.

»Alles in Ordnung, Lily?«

»Ja, das war nur mein Chef. Nichts Dringendes.«

»Du bekommst am Samstag berufliche Mails? Mein Gott, die pressen aber auch noch den letzten Tropfen aus dir heraus, was? Aber ich wollte dich fragen, wie es deiner Mutter geht? Lebt sie noch in ihrem Haus?«

Lily musterte Annabels Gesicht und fragte sich, ob diese wohl die Wahrheit herausgefunden hatte. »Ja, sie ist noch zu Hause. Ich wollte, dass sie bei uns einzieht, aber ich kann gut verstehen, warum sie gern in ihren eigenen vier Wänden bleiben möchte. Ich telefoniere jeden Tag mit ihr, und sonntags kommt sie zu uns zum Mittagessen. Ich habe auch schon Pflegekräfte organisiert, die einspringen können, wenn sie Hilfe braucht.«

Lily zwang sich zu schweigen, bevor sie sich in lauter Lügen verstrickte. Im Laufe der Jahre hatte sie gelernt, dass die besten Lügen unter dem Deckmantel der Wahrheit daherkamen. Es stimmte, dass sie jeden Tag mit ihrer Mutter telefonierte und dass Audrey jeden Sonntag mit ihnen zu Mittag aß. Es war weiterhin zutreffend, dass sie eine Liste mit privaten Pflegekräften zusammengestellt hatte, die sie, wenn nötig, zu Jess' Haus schicken konnte – vorausgesetzt, Jess würde sie hereinlassen. Was den Rest anbelangte, so hätte Lily diesen Frauen nicht erklären

können, warum ihre Mutter jetzt bei ihrer Schwester lebte, weil sie diese nie auch nur mit einem einzigen Wort erwähnt hatte.

Sie presste den Kiefer zusammen bei dem Gedanken an ihre Mutter, die genau in diesem Moment in Jess' Haus ihre Sachen auspackte. Lily konnte Audreys Entscheidung immer noch nicht nachvollziehen. Denn welche rationale Erklärung gab es für ihren Entschluss, bei Jess einzuziehen, wo doch gerade die es gewesen war, die vor achtundzwanzig Jahren im Alleingang ihre Familie auseinandergerissen hatte?

»Nun, sie hat sehr viel Glück mit dir. Und du hast zumindest Daniel, der die Belastung mit dir teilt. Ich glaube nicht, dass ich allein mit einem kranken Elternteil zurechtkommen würde.«

Lily nickte, doch in ihrem Kopf drehte sich alles. Ihre Finger fassten nach der nahen Tischkante, und ihre Kehle schnürte sich zusammen, als ob zwei unsichtbare Hände sie am Hals würgten. Sie schob ihren Stuhl zurück, stand auf und nahm ihren Mantel. »Entschuldigt, aber ich fühle mich nicht gut. Ich brauche wohl etwas frische Luft. Tut mir sehr leid. Gebt mir Bescheid, was ihr von mir für die Getränke bekommt.«

Sie hörte noch, wie die anderen ihr Fragen nachriefen, während sie sich einen Weg durch die Tischreihen bahnte, bis sie draußen auf der Kensington High Street stand, wo die Februarkälte ihre Wangen betäubte. Um sie herum eilten Menschen in die Geschäfte, Bars und Restaurants, während Lily vorwärtsstolperte und sich bemühte, ihren Herzschlag wieder zu beruhigen.

Sie bog um die Ecke in eine ruhigere Straße und wünschte sich, sie könnte sich nach Hause beamen, und dass sich die Situation dort geändert hätte, dass Daniel seine Entscheidung

revidiert und das Leben zu einer gewissen Form von Normalität zurückgekehrt wäre. Doch als sie sich gegen eine Mauer lehnte und die Augen schloss, tauchte nicht das geistige Bild ihres Zuhauses vor ihrem inneren Auge auf, das sie mit Daniel und Phoebe teilte, sondern eine Szene, die sie schon seit Jahren aus ihrem Gedächtnis zu streichen versuchte, eine Szene, die in unzähligen ihrer Träume vorkam, egal wie sehr sie sich bemühte, sie auszulöschen, als ob die Bilder mit immer größerer Wucht zurückkehrten, je entschiedener sie sie fortwünschte: Sie lief hinter ihrer Schwester die Treppe hinunter und betete, dass Jess nicht doch noch den Mut aufbrächte, darauf zu bestehen, ins Gästezimmer zu gehen, und sich bitte auch nicht umdrehte, denn Lily wollte nicht, dass ihre Schwester die Tränen in ihren Augen sah.

Lily wartete, bis die Panik nachließ, und hielt dann ein Taxi an. Sie stieg in die warme Heizungsluft und gab dem Fahrer ihre Adresse.

Sie wollte nur noch nach Hause.

Als Lily durch die prächtige schwarze Eingangstür trat, erwartete sie eine Überraschung. »Daniel? Wo bist du? Was ist hier los?«

Aus Daniels Arbeitszimmer drangen die Geräusche eines Telefonanrufs, der gerade beendet wurde, und das Quietschen seines Bürostuhls. Als er in der Tür erschien und über den schwarz-weiß gefliesten Boden auf sie zukam, fiel ihr auf, wie viel Mühe er sich gab, normal zu wirken.

»Du bist früh dran. Was ist mit dem Elternstammtisch?«

»Ich habe mich nicht gut gefühlt, deshalb bin ich früher gegangen. Warum steht dein Gepäck schon im Eingang? Du fährst doch erst morgen.«

Daniels Augen sprangen von rechts nach links und wieder zurück, bevor sie auf der Gepäckansammlung neben der Eingangstür haften blieben. »Ich musste meinen Flug umbuchen. Morgen Abend gibt es noch ein Essen mit den Partnern, und mit dem Flug morgen früh wäre es zu knapp geworden. Ich habe dir eine SMS geschrieben, als du gerade weg warst, um ins Fitness-Studio zu gehen. Ich dachte, der Akku deines Handys ist wahrscheinlich leer.«

Lilys Finger umklammerten das Handy in ihrer Tasche, das bis zu ihrer Taxifahrt nach Hause noch aufgeladen gewesen war. »Ich habe keine Nachricht von dir bekommen. Sonst wäre ich sofort nach Hause gekommen. Wann musst du los?«

Eine leichte Röte überzog seine Wangen, als Daniel auf seine Armbanduhr schaute. »Das Taxi kommt in circa zehn Minuten.«

»Zehn Minuten? Du wolltest wegfahren, ohne dich von mir zu verabschieden?« Lily dachte an die sich endlos hinziehende Stunde mit den anderen Müttern, die sie gerade durchgestanden hatte. Die ganze Zeit über hatte sie darauf gewartet, dass ihr Handy klingeln und Daniel ihr mitteilen würde, er habe seine Meinung geändert.

»Es tut mir wirklich sehr leid. Natürlich wollte ich nicht wegfahren, ohne mich von dir zu verabschieden. Ich habe dir eine SMS geschickt. Aber du warst fast den ganzen Tag fort, und ich muss diesen Flug heute Abend bekommen.«

»Was ist mit Phoebe? Du kannst doch nicht wegfahren, ohne ihr Tschüss zu sagen.«

»Das habe ich schon getan. Sie ist in ihrem Zimmer. Es geht ihr gut, Lil, wirklich.«

Lily wurde blass bei dem Gedanken, dass Phoebe oben